

Prolog



An den Wochenenden verbrachten Hugo und ich die meiste Zeit im Bett. Wir wohnten in der Mansarde eines weitläufigen Hauses mit Türmchen und Giebeln zwischen Kastanienbäumen am Rand eines Parks im Süden von London. Unsere breite Matratze lag auf dem Boden vor hohen, von Wind und Wetter verzogenen Fenstern, die man zu einem feuchten Balkon hin aufstemmen konnte. Eine Taube brütete in jenem Frühling im Geäst auf gleicher Höhe mit unseren Kissen. Ihr Nest schaukelte im Wind und durch das Blätterdach ergossen sich auf unsere Körper Sprinkel grünen Lichts. An den Werktagen arbeiteten wir. Ich stand früh auf und ging in zwei Pubs putzen, um mein Journalistik-Studium und meinen Lebensunterhalt zu finanzieren, während sich Hugo an seinen Schreibtisch in dem kleinen Erker des Zimmers setzte. Tagsüber studierte er Jura und abends Journalistik. Aber an den Wochenenden spielten wir.

Wir lebten auf der Matratze wie auf einem Floß. Alles, was wir brauchten, stellten wir um uns herum auf den Fußboden, damit wir nur die Arme danach auszustrecken brauchten. Wenn es kalt war, lagen wir unter der Steppdecke und im Sommer rekelten wir uns auf den sonnenbeschienenen Laken. Hugo brachte gewöhnlich Kaffee und Toast aus der Küche hoch. Das Brot verwahrte er im Zimmer, denn die anderen Studenten, die mit uns das Haus teilten, pflegten wie Heuschrecken über alles Essbare herzufallen, wenn sie Freitagnachts aus den Pubs und Discos zurückkamen. Hugos Mut-

ter hatte ihm eine echte Kaffeemaschine geschenkt, ein Utensil, das Anfang der siebziger Jahre selbst in London kaum jemand besaß. Sie hatte sie aus dem Ausland mitgebracht, ich weiß nicht von wo, er erzählte mir sehr wenig von ihr, und ich habe sie nie kennen gelernt. Sie schenkte ihm immer etwas Teures, wenn er mit ihr zum *Supper* ging.

So nannte er es, wenn er mit ihr zu Abend aß. Ich hatte mich gerade erst daran gewöhnt, dass man die Mahlzeit am Abend *Dinner* nannte, und es verwirrte mich, wenn Hugo nun *Supper* dazu sagte. In Kilcrennan existierte ein solches Mahl überhaupt nicht, ebenso wenig wie echter Kaffee. Man nahm sein *Dinner* ein, wenn man aus der Schule kam, oder, bei uns zu Hause, wenn Mammy eins zubereitet hatte. Später gab es *Tea*. Das Wort *Supper* kannte ich nur im religiösen Kontext als Abendmahl. Aber warum es mich insgeheim peinlich berührte, wenn Hugo ein so bescheidenes Wort wie *Supper* für *Dinners* in teuren Restaurants verwendete, weiß ich nicht.

Ich beobachtete ihn ständig, während er mich nur selten ansah. Und doch war er verrückt nach mir. Es verging kaum eine Stunde, in der er nicht vom Schreibtisch aufstand und über meine Hüfte strich, mich auf den nachdenklich geöffneten Mund küsste oder meine Hand zu einer Liebkosung veranlasste. Er zeigte mir, dass er mich brauchte, oder besser: mich begehrte. Bald nachdem wir begonnen hatten zusammenzuleben, war mir aufgefallen, dass er, wiewohl er unablässig meinen Körper und meine Haare pries, nie etwas über mein Gesicht sagte. Ich fühlte mich daher viel sicherer, wenn ich mich mit ihm im Dunkeln auf der Matratze wälzte, als wenn er mich ansah.

Als wir in dem vom unablässigen Gurren und Kollern der Tauben erfüllten Zimmer lebten, war Hugo in seinem letzten Studienjahr vor dem Jura-Examen. Auf dem Lehrplan stand auch Rechtsgeschichte, darunter eine Stunde Geschichte des Scheidungsrechts. Eines Tages warf er die fotokopierten Protokolle einer Gerichtsverhandlung im Oberhaus aus dem Jahr 1856 auf das Bett: *Talbot gegen Talbot*. Es war an einem Sonntagabend und wir waren dabei, uns auf die kommende

Woche vorzubereiten. Ich liebte diese Stunden, in denen wir zielstrebig in dem großen Zimmer hin und her liefen, bis die zerknitterten Zeitungen weggeräumt und die Krümel aus dem Bett geschüttelt waren. Hugo war gewöhnlich etwas gereizt, das heißt: meiner überdrüssig, und in Gedanken bereits bei der Arbeit. Doch ich war rundum ausgefüllt und zufrieden. Draußen dämmerte es, und wir waren in Sicherheit.

Ich wohnte nur kurze Zeit in dem Haus zwischen den Kastanienbäumen. Mit dreiundzwanzig wurde ich aus dem Garten Eden vertrieben und jetzt bin ich fast fünfzig. Vor Jahren war ich einmal im Fitness-Raum eines Hotels auf Madeira (oder war es Malta?) – an einem Ort jedenfalls, der heiß und auf britische Art langweilig war. Ich machte mir gerade Notizen für einen Artikel, als mein Blick nach oben auf den stummgeschalteten Fernseher fiel. Aus irgendeinem Grund lief auf allen Kanälen eine Debatte aus dem kanadischen Parlament in Ottawa. Hinter dem stattlichen Redner saß ein schlanker Mann, den Kopf geistesabwesend auf die verschränkten Hände gestützt. Ich glaube, dieser Mann war Hugo. Mir wurde einen Augenblick lang ganz heiß. Diese Hände ...

Ich bin ihm heute dankbar dafür, dass er mir damals jene Akte in die Hand gedrückt hat. Außer ihm kannte ich niemanden, der mit dem gleichen Ehrgeiz Jura studierte. Er war nicht nur so gewissenhaft, Fotokopien zu dem behandelten Lehrstoff mit nach Hause zu bringen und durchzuarbeiten, er heftete sie anschließend sogar zusammen, um sie mir zu lesen zu geben, anstatt sie mit den anderen durchgearbeiteten Materialien einfach wegzuworfen.

»Das hier wird dich interessieren, Kathleen«, hatte er gesagt. »Echter Stoff für die Frauenbewegung. Noch dazu irisch. Jedenfalls ist es in Irland passiert.«

In seiner Aussprache klang es wie »Ahland«.

»Damals musste man sich noch an das Parlament wenden, wenn man sich scheiden lassen wollte«, sagte er. »Darum geht es hier.«

Mit der eingereichten Petition ersucht Mr. Talbot aus Mount Talbot in Irland Eure Lordschaften um die gesetzliche Geneh-

migung zur Auflösung des Ehekontrakts, wie es heißt, mit seiner Frau, gleich ob sie sich des Ehebruchs schuldig gemacht hat oder nicht.

»Ach, die Engländer und ihr Verhalten in den Ländern anderer Völker«, sagte ich. »Da ist Ehebruch doch nichts Neues. Das kennen wir auch aus ihrer Zeit in Kenia und Indien – überall dort, wo sie nicht genug damit zu tun hatten, die Einheimischen heranzukommandieren.«

»Der Ehebruch hier wurde mit einem Einheimischen begangen«, sagte Hugo.

»Mylords,« las er vor, »der Mrs. Talbot zur Last gelegte Ehebruch soll mit einem der Hausangestellten in Mount Talbot, einem Mann namens William Mullan, vollzogen worden sein. Mullan wird allgemein als Stallbursche, gelegentlich aber auch als Kutscher bezeichnet. Obwohl Mr. und Mrs. Talbot allem Anschein nach nie eine Kutsche im üblichen Sinne ihr Eigen nannten, besaßen sie doch, wie die meisten Familien in Irland, einen irischen Kutschwagen. Wenn sie mit diesem Wagen ausfahren, hat Mullan ihn gelenkt und sich auch um das Pferd gekümmert ...«

»Die meisten Familien«, dass ich nicht lache«, erinnere ich mich damals gesagt zu haben. »1849 soll das gewesen sein? Damals waren ›die meisten Familien‹ in der großen Hungersnot umgekommen, wenn sie nicht Hals über Kopf ausgewandert waren.«

»Ach du lieber Himmel«, sagte Hugo eher nachsichtig.

Ich überflog die Urteilsbegründung.

»Mein Gott! Das war ja ein tollkühnes Liebespaar!« Ich zitierte:

Beide Zeugen geben an, Mullan und Mrs. Talbot in einem der Ställe im Stroh beisammen liegen gesehen zu haben. Tatsache ist, dass er Stallkleidung trug und ein Zeuge ihn als unflätige, schmutzig aussehende Person bezeichnet hat, was sie jedoch, allem Anschein nach, nicht abgeschreckt habe. Nun kann man

entgegen, es sei unmöglich, dass eine Dame sich zu einer solchen Handlung in einem Stall herablasse, wo, wie man so sagt, die Tiere kopulieren. Aber wo sollte eine solch niedere Leidenschaft, die eine Frau in die Arme eines Gesindeknechts treibt, sonst befriedigt werden? Gelegenheiten bieten sich nicht immer von selbst: Sie müssen gesucht werden ...

»Komm her«, unterbrach mich Hugo. »Sie müssen irgendwas ins Wasser tun in Irland«, sagte er.

Er hatte sich in den großen hölzernen Schaukelstuhl gesetzt und klopfte auf seine Schenkel. Mein Haar reichte mir damals bis zur Hälfte des Rückens. Er beugte sich vor, wickelte eine lange Locke um seine Hand und zog mich an sich.

Ich hatte schon immer eine Schwäche für Geschichten, in denen es um Leidenschaft ging, also interessierte ich mich auch für Mrs. Talbot und William Mullan. Ich glaubte an die Leidenschaft, wie andere Menschen an Gott glaubten. Dahinter trat alles andere zurück. Noch bevor ich im Alter von vierzehn Jahren anfang, mich für Jungs zu interessieren, hatte ich begriffen, dass man das, was meine Mutter suchte, wenn sie einen Roman nach dem anderen verschlang, Leidenschaft nannte. Ich fand es erstaunlich, dass die Talbot-Affäre nach dem schlimmsten Jahr der großen Hungersnot begann, die durch die Kartoffelfäule hervorgerufen wurde. Diese Hungersnot war *das* Ereignis der irischen Geschichte schlechthin. Ich hatte mir immer wieder vorzustellen versucht, wie es damals wohl gewesen sein mochte. Eines Tages, ich muss neun oder zehn gewesen sein, als ich vor unserem Haus jenseits der Straße auf einem mit Meeresalgen überzogenen Felsen spielte, kam ein Mann, der ein Fahrrad schob, auf mich zu und blieb bei mir stehen, um sich mit mir zu unterhalten. Es war ein Historiker aus England. Von ihm erfuhr ich, dass selbst in der Shore Road Hungersnot geherrscht hatte, in der Straße, wo ich aufwuchs und wo meiner Vorstellung nach nie etwas passiert war. Während der Hungersnot, sagte der Mann, hätten die Menschen in unvorstellbarer Armut in Löchern und Felsspalten am Strand gelebt. Diese waren noch

immer zu sehen. Als Kinder hatten wir darin oft »Haus« gespielt. Die Menschen seien von der Hungersnot ausgelöscht worden. Man finde keine Spuren mehr von ihnen. Nur ein Steinhaufen oberhalb der Flutgrenze weise auf ein Massengrab hin. Zu Hause fragte ich, was mit unserer eigenen Familie in der Hungersnot geschehen war und wie es kam, dass wir nicht gestorben waren? Keine Antwort, wie üblich. Aber ich fand einen Weg, eine Verbindung zwischen den Bildern, die mir der Wissenschaftler in den Kopf gesetzt hatte, und meinem eigenen Leben herzustellen. Mein Vater war fast ständig wütend, und meine Mutter lief immer nur schweigend und völlig in sich gekehrt herum. Mir war völlig unverständlich, warum sie überhaupt Kinder gewollt hatten. Also brachte ich die beiden Dinge zusammen, mein Zuhause und die Hungersnot, und fragte mich, ob etwas, das vor hundertfünfzig Jahren geschehen und fast vergessen war, so schrecklich gewesen sein konnte, dass es die Fähigkeit, Glück zu empfinden, in den Menschen zerstörte.

Aus diesen beiden Gründen bewahrte ich die Talbot-Akte auf – weil sie von Leidenschaft handelte und von einer Zeit, über die ich seit meiner Kindheit so oft nachgedacht hatte. Ich wollte im Dunkeln mit den Händen danach greifen können, und so lag sie schon jahrelang an meinem Bett, bevor ich die Zeit fand, mich eingehend mit der Geschichte, die sie erzählte, zu beschäftigen.